

(Nachdruck verboten.)

## 8) Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Friß Mauthner.

„Erinnern Sie sich noch, wie vorigen Winter die Oper von Klingentreuter solches Furore machte? Es war ja so toll, daß sogar Sie von dem Erfolg erfahren haben müssen. Klingentreuter war heute vor einem Jahre noch ein unbekannter Musiklehrer. Nebenbei bemerkt, es soll nichts an ihm sein. Es wird von seinem ganzen Ruhm nichts weiter übrig bleiben, sagt man mir, als daß er für die Stunde zwanzig Mark kriegt, anstatt zwei Mark. Ist aber auch nicht ohne, was? Na, die bunte Reihe von Klingentreuter kenne ich ganz genau. Weil . . . eine gute Freundin von mir den Tanz mitmachte. Alle Welt sagt, sein Busenfreund, der Kapellmeister R. . . habe ihn lanciert. Unfug. Freundschaft? Auch! Zwischen zwei Männern: Cherchez la femme! Zwischen zwei Frauen: Cherchez l'homme! So war es, so ist es, so wird es sein in alle Ewigkeit Amen. Klingentreuter hat ein Verhältnis mit der Kapellmeistersfrau gehabt, der Kapellmeister betrog seine Gattin mit seiner besten Sängerin. Die wurde protegirt . . . na einerlei. Wie die Kapellmeistersfrau erst Beweise in Händen hatte, da ging der Tanz los; sie verzeh nur unter der einen Bedingung, daß ihr Freund einen Vorteil davon hatte. So kam sein Ruhm zu stande. Klingentreuter wurde entdeckt, naheinander von allen Mitgliedern der Kette, plötzlich, entdeckt vom Kapellmeister, von der Sängerin usw. Die ganze bunte Reihe, jedes Männlein und jedes Weiblein hatte irgendwo ein Gelüft und irgendwo ein schlechtes Gewissen. Die Kapellmeistersfrau hatte alle Stricken in ihrer Hand und zog, und ihre bunte Reihe tanzte und riß den Klingentreuter in den Ring hinein . . . und der ist nicht dumm, der läßt nicht mehr los.“

Bohrmann hatte die Hände zusammengeschlagen.

„Mascha, Mascha!“ rief er entsetzt. „Ich wage es nicht, Sie zu verstehen. Das wäre ja alles gegen das sechste Gebot! Das wäre ja wie vor der Sündflut, wo dann das Strafgericht kommen mußte. Sodom und Gomorrha!“

„Bleiben Sie, wie Sie sind, aber lassen Sie mich machen. Was so eine Kapellmeistersfrau kann, diese schwerfällige Madame, das kann Mascha Jose auch noch. Sie brauchen mir nicht zu danken, es ist ein Hauptpaß, in einer so bunten Reihe den großen Tanz zu tanzen. Sie brauchen nicht alles zu verstehen, Sie sollen nur im Ringe stehen bleiben, wo ich Sie hinstellen werde. In hunder Reihe zwischen mir und . . . die andre muß ich mir noch überlegen. Ihre Frau ist nicht zu brauchen, und auf den andren neben mir brauchen Sie nicht eifersüchtig zu sein. Das wird mein Schwager Neumann sein. Der Grundstückspekulant. Sie wissen doch? Der hat seit einem Jahre das Kronprinzen-Theater auf dem Halbe-Neumann ist verheiratet. Meine Schwägerin ist eine Putz, aber sie interessiert sich für Schauspieler. Na, kurz und gut, in wenigen Wochen kommt da eine neue Direktion hinein. Und in diesen Ring will ich Sie hinstellen, wenn Sie mir gehorchen, wenn Sie an mich glauben, wenn Sie zu Weihnachten so berühmt sein wollen, daß Ihre Photographie in den Schaufenstern der Friedrichstraße hängt.“

Bohrmann hatte ablehnen wollen, den großen Tanz mitzutanzten, aber Maschas letzte Worte wirbelten ihn um und um. Er sah sich im Geiste mit Siegfried durch die Friedrichstraße gehen, vor einer Buchhandlung stehen bleiben und ihn auf die Photographien berühmter Menschen aufmerksam machen; da zeigte er ihm dann Bismarck und Vik Dehmann, die berühmte italienische Tragödin Duse und Hermann Sudermann, Hopprediger Stöcker, den Professor Birchow, Alfred Friedmann und Heinz Lobote . . . so hatte er sie erst vor wenigen Tagen nebeneinander erblickt, sich die bekannten und die unbekannt Namen unwillkürlich eingepägt und eigentlich nicht ernsthaft daran gedacht, daß so etwas für ihn erreichbar wäre. Jetzt aber hatte Mascha das Ziel vor ihm hingestellt, nicht in den blauen Dunst mit dem allgemeinen Worte Berühmtheit, nein, deutlich, sichtbar, hinter die Spiegelscheiben der Schaufenster, und nicht in die

blaue Ferne, sondern . . . da, mit einem Sprunge erreichbar, für Siegfried unter den Weihnachtsbaum zu legen.

Er sank vor ihr auf die Knie nieder, diesmal ohne ihre Hilfe. In diesem Augenblicke vermischte sich ihm der Ruhm, den sie versprach, in eins mit seinem unklaren Ideal. Sie, die so lockend vor ihm stand, war das, was in den Büchern immer Muse hieß. Er flüsterte:

„Führen Sie mich, ich folge. Ich weiß, es ist gegen Gottes Gebot, aber ich bin ja schon im kindlichen Glauben erschütteret. Es weiß es noch niemand, Ihnen will ich es anvertrauen. Sie wissen, daß ich seit Jahren Mitarbeiter der „Allgemeinen Lehrerzeitung“ bin. Es ist ein gläubiges Blatt. Vor einem Vierteljahr erhielt ich ein neues Buch, über die Schulaufsicht, zur Besprechung. Man erwartete von mir eine gründliche Widerlegung der liberalen Forderungen. Mascha, ich habe die Besprechung bis zur Stunde nicht gesehert. Ich mußte dem Verfasser in manchen Dingen recht geben. Mascha, Mascha, ich bin auf abschüssiger Bahn. Ich fühle es, ich werde gegen Gottes Gebot handeln.“

„Nein, lieber Narr, Gott hat nicht gewollt, daß der Mensch allein sei. Er hat ihm zwei Arme gegeben. Wenn Gott die bunte Reihe nicht gewollt hätte, er hätte dem Menschen nur einen Arm gegeben und eine Hand. Zwei Hände hat der Mensch zu vergeben . . .“

„Mascha, Sie lästern! Aber ich kann nicht mehr zurück. Sie . . . Sie haben mich toll gemacht . . .“

Er vergrub seinen Kopf in ihren Schoß.

Mascha legte ihm beide Hände auf die blonden Locken und flüsterte:

„Hänsel! Komm!“

Bohrmann sprang auf. Schwer atmend ging er vorwärts bis in die Fensternische. Beide Hände streckte er abwehrend aus und rief:

„Wer sind Sie? Sind Sie von den reinen Geistern? Meine arme Hilde ist so gut und treu und opferfähig! Sie ist meinen Kindern eine wahre Mutter! Und weil sie mein ideales Bedürfnis nicht versteht, nur weil Sie den Dichter in mir besser würdigen, nur darum bin ich Ihnen verfallen. Mascha, sind Sie in Wirklichkeit das reine, hehre Weib, als das ich Sie verehrt habe von der ersten Stunde an? Geistig, geistig müssen wir bleiben! Ich könnte es nicht ertragen, wenn Sie wären wie die Welt, von der Sie zu mir sprechen. Ich habe von so einer Welt nie etwas gehört.“

Mascha kämpfte ein bißchen Nerger hinunter. Sie schloß ihre frechen Augen. Wäre es nicht das einfachste, den ungehobelten Burschen laufen zu lassen? Wird sie von ihm nicht immer wieder Verdruß und Aufregung haben?

Ja, aber neue Aufregungen. Seitdem sie denken und lieben kann, ist ihr noch kein Mann mit solcher Andacht gegenübergetreten. Das muß sie erleben, auskosten, schlürfen, dieses Neue. Sie glaubte auf einmal die verdrehte Frau bei dem Dingsda, bei Jbsen, zu begreifen, die etwas Unmögliches erwartet. Na ja, die war wohl ein bißchen anders. Aber dennoch. Mascha öffnete die Augen wieder, und wie sie den hübschen Mann in seiner zünnenden Verzückung vor sich stellen sah, in der Fensternische, die blonden Locken vom hellen Sonnenlicht umflossen, da faßte sie den Entschluß, das Abenteuer zu genießen. Sie rief:

„Frage mich nicht, glaube an mich. In meinem innersten Kern bin ich das reine, hehre Weib, nach dem Du verlangst. Ich bin Dein jungfräuliches Kind, das Deine Liebe behüten soll vor der schlechten, gemeinen Welt. Komm, setze einen Stuhl neben mich. Oder hier, auf die Armlehne, setze Dich und höre mir zu.“

Bohrmann that nach ihrem Wunsch. Er setzte sich auf die Armlehne, und sie faßte seine Hände.

„Schwöre mir, Hänsel, daß Du immer an mich glauben wirst, daß Du in mir immer das reine, kindliche Geschöpf achten wirst. Ich bin kein Weib, ich bin . . .“

„Aber Mascha, Sie sind . . . Du bist doch verheiratet.“

Natlose Verzweiflung tönte aus Bohrmanns Worten. Mascha zuckte mit den Augenbrauen. Sie war schon ordentlich in der neuen Stimmung drin gewesen.

„Das hättest Du nicht sagen sollen. In meiner Jugend haben mir teuflische Männer meinen Kopf, meinen Verstand, weißt Du, meine Meinung von der Welt haben sie mir ver-

dorben. In diesem Seelenzustande habe ich ganz unpersönlich meinen Mann geheiratet."

"Du willst Dich also jetzt scheiden lassen?"

Mascha wußte nicht, ob sie sich ärgern oder freuen sollte. Das war ja eben das Neue, daß der Mann, mit dem sie spielte, sie so ernst nahm. Unter allen, mit denen sie bisher gespielt, hatte, war kein einziger gewesen, der ihr eine Scheidung zugemutet hätte.

Sie schüttelte leise und traurig den Kopf.

"Das geht ja nicht."

Bohrmann begriff zwar nicht völlig, warum es nicht ginge, aber die Scheidung war ihm nicht mehr die Hauptsache. Es brannte ihm im Herzen, zu erfahren, daß sie ihren Mann nie geliebt habe. Dann war sie ja wirklich das reine, kindliche Geschöpf. Er wollte hundert Dinge fragen, aber er fand die Worte nicht. Endlich stammelte er:

"Wie war der Seelenzustand . . . in welchem Du . . . ihn geheiratet hast?"

Mascha lehnte sich zurück und ließ sich die Augen von Bohrmanns Händen bedecken.

"Ich bin falsch erzogen worden, mein gutes Hänsel. Mein Vater schämte sich vor mir, weil er in zweiter Ehe eine blutjunge Person heiraten wollte. So wurde ich bis zu meinem siebzehnten Jahre in Schweizer Pensionen herumgejagt. Ich blieb nirgends lange. Da war ich viel mit Französinen zusammen. Das ist ein schlechter Umgang für deutsche Mädchen. Nach Hause kam ich erst nach der Hochzeit meines Vaters, und da gab es nur einen Gedanken: sich so rasch als möglich zu verheiraten. Auch die Hausfreunde meines Vaters wünschten mich fort, so gut ich ihnen gefiel. Ich glaube, es ging wußt bei uns zu. Damals vermutete ich schon etwas wie die bunte Reihe als Geheimnis hinter allem. Das Wort aber und was dazu gehört, hat mich der Klügste von meines Vaters Freunden gelehrt, ein Major a. D., auch mein guter Freund. Mein Erster . . . wenn ich die Pensionen nicht mitrechne. Er ist irgendwo in einer Heilanstalt gestorben, er war zeitweilig ein arger Teufel."

Bohrmann hatte seine Hände von Maschas Augen fortgezogen, und wie sie jetzt züngelte und die Augen eintritt in unenträfelbaren Erinnerungen, schrie er auf:

"Mascha, Du bist . . . Du warst . . ."

"Sei still, Hänsel, und laß Dich nicht irre machen in Deinem Glauben. Komm, sei auch Du wie ein Kind, knie wieder hier zu meinen Füßen und höre mir zu, wie ich dem Major zugehört habe . . . Alles, was Menschen thun, thun sie nur, weil sie Liebesverlangen haben, oder weil sie leben wollen und ihren Hunger stillen, oder weil sie ihre Eitelkeit befriedigen möchten. Hast Du das begriffen, Hänsel? Daher kommt es, daß die Menschen untereinander leben wie Spinnen oder Wölfe, so voll Haß und Kampf. In den Kämpfen aus Eitelkeit giebt es Kluge und dumme Menschen . . . So lehrte mich der Major. In den Kämpfen aus Hunger giebt es reiche und arme Menschen . . . Schade daß ich mir nicht alles genau gemerkt habe. Der Major konnte das viel lustiger ausführen. Warte mal: die Klugen oder Schlechten müssen die Dummen oder Guten immer unterkriegen. Ebenso müßten die Reichen immer die Armen auffressen, wenn nicht noch der Kampf aus Liebe da wäre. Wichtig! Da aber giebt es nicht Kluge und Dumme, nicht Reiche und Arme, da giebt es nur Männlein und Weiblein. Jawohl! Und weil sich die Kämpfe aus Liebe in alle andren Kämpfe hineinmischen, darum geht die Welt nicht zu Grunde. Das ist die bunte Reihe, die ohne Ungerechtigkeit bald dem Klugen hilft und bald dem Dummen, bald dem Reichen und bald dem Armen. Ist das nicht hübsch?"

"Fürchterlich," stöhnte Bohrmann.

"Du hast ganz recht, es ist auch fürchterlich. Aber damals glaubte ich das alles und ließ alles mit mir geschehen, und als meine Stiefmutter und der Major meinen Mann für mich aussuchten, da nahm ich ihn eben."

(Fortsetzung folgt.)

## Unsere Schauspieler.

Es giebt viele, für die Theater und Imitation gleichwertige Begriffe sind. Was mit dem Theater zusammenhängt, verhält sich zum Leben ungefähr wie Theaterprinzessinnen zu wirklichen. Man spricht von Theateractoren, als von solchen, denen kein Ernst beizumessen ist, und wenn ein Maler die Situation eines Bildes oder ein Dichter die Situation eines Buches als unecht bezeichnen will, sagt

er: Theater. Ein Beigeschmack von Minderwertigem und Unrechtem und Gemachtem klebt an dem Wort. Theaterpomp, Theaterbegeisterung, theatralisches Auftreten — die Sprache drückt es in Duzenden von Formen aus. Es geht so weit, daß Fernstehende gemeinhin überrascht sind, in einem Schauspieler einen einfachen und natürlichen Menschen zu finden. "Er hat nichts von einem Schauspieler an sich," sagt man und meint das lobend. Wem siele es wohl ein, von einem Maler zu sagen: "er hat nichts von einem Maler an sich." Viel eher würde man sagen: "ein rechter Maler," um damit seine Zustimmung auszudrücken. Auch Dichter und Musiker genießen bei Fernstehenden den Ruf einer gewissen Verschrobtheit. Das Vorurteil in Bezug auf die Schauspieler hat sich aber viel tiefer eingegriffen. Es ist für die Familie ein Unglück, wenn ein Mensch Dichter werden will; es ist ein größeres, wenn er "zum Theater" geht. Mitunter finden sich geborene Verbrecher, die mit beiden Plänen zugleich umgehen, und dann hat die Familie einen Anspruch auf alles Mitleid, das im Himmel und auf Erden zusammenzubringen ist.

Ein Teil des Vorurteils hängt mit den Bedingungen der schauspielerischen Kunst zusammen und ist am Ende gar kein Vorurteil, sondern eine richtige Meinung. Es ist der berühmte "wahre Kern" in der falschen Ansicht. Am Theater giebt es durchaus nicht mehr Unrechtes und Unmühtes als in jeder andren Kunst. Nur daß der unechte Schauspieler für seine unechte Kunst mit der körperlichen Persönlichkeit eintritt. Mit andern Worten: nur daß das Unrechte mehr am Menschen haftet, als in irgend einer andren Kunst. Ein gezielter Schauspieler ist leicht im Leben auch geziert; ein gezielter Schriftsteller kann am Viertiisch ein ganz vernünftiges Wesen sein. Damit ist die Sache aber auch zu Ende und das Vorurteil begimmt. Ein Teil desselben haben natürlich die Theaterleute selbst hervorgerufen. Man braucht nur an die Kellame der Sorma zu denken, um sofort ein Mißverhältnis zwischen Schein und Wirklichkeit zu spüren — aus diesem Gefühl aber resultiert der Haß des Minderwertigen, mit dem das Wort "Theater" behaftet ist. Die Sorma ist nur ein Beispiel; es ließen sich viele anführen, vor allem die Duse, die Lehrerin der Sorma in allem Schlechten. Es ist indes an dieser Stelle bereits ausgesprochen und kann gern wiederholt werden, daß gerade die echten Schauspieler und Schauspielerinnen sich von dem ruinösen Treiben fernhalten. Von Wassermann, Wittner, Reinhardt, Kahler, Sauer, Matkowski, von Else Lehmann, Rosa Bertens, Marie Meyer, Paul-Steiner, Frau v. Pöllnig usw. hört man nie etwas, es sei denn, daß man von ihnen aus zureichenden Gründen hören muß. Einige von ihnen sieht und hört man sogar weniger, als im Hinblick auf ihr Talent zu verantworten ist. Für diesen Verzicht auf Zeitungslärm werden die Schauspieler indes keineswegs immer entschädigt. Wenn sie ernst arbeiten, sollten sie auch ein gutes Recht auf ernste Würdigung haben, und das wird ihnen allerdings nicht immer zugebilligt. Der "Mimentkultus" nach Wiener Manier ist mir unter allen Schreden der schrecklichste; er würde auch nicht gefördert, vielmehr zerstört werden, je mehr man sich daran gewöhnte, die ernste Arbeit der Schauspieler in ersten Abhandlungen zu würdigen. So aber wird ein elender Schwanz in dreißig Zeilen abgelehnt, während man die gesamte Darstellung vielleicht in drei Worten zurückweist — ich rede von Ablehnung, weil ich den Ernst so wenig in Eitel als in der Zustimmung vermissen möchte; beides scheint mir gleich beleidigend zu sein. Die literarischen Wochenschriften bringen im allgemeinen spaltenlange Verächte über die Premieren — von den Schauspielern ist dabei wenig die Rede oder doch nur in einer aphoristischen Form, die unbefriedigt läßt, auch wenn sie genug des süßen Lobs umschließt. In unsre gelehrten Reuven gar findet man Aufsätze über Künstler aller Gattungen — nur die Schauspielkunst muß beiseite stehen. Ich weiß, daß es Schwierigkeiten zu überwinden giebt und kenne sie so gut wie irgend ein andrer. Das Buch des Dichters kann zu allen Lesern wandern, Böcklins Sonne strahlt auch in den minderwertigen Reproduktionen und kann mithin überall Licht und Wärme verbreiten; der Schauspieler ist an den Ort gebunden. Nur scheint es mir eine grausame Logik, dem Schauspieler alles zu nehmen, weil ihm die Bedingungen seiner Kunst schon vieles rauber. Genau besehen, ist es auch durch nichts gerechtfertigt. Einmal kann eine Abhandlung sehr wohl einen Begriff, sogar eine Anschauung vom Schaffen eines Schauspielers geben und dann habe ich wenigstens manchmal aus einem Artikel über Malerei etwas gelernt, ohne den Maler zu kennen. Es wäre merkwürdig, wenn man der schauspielerischen Kultur nicht ganz in derselben Weise dienen könnte. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, ja sogar — nach Schopenhauer — auch Intelligenz. Also: laßt uns wollen!

Ich möchte nicht mißverstanden werden, an Sympathie und Wärme fehlt es unsern Schauspielern gewiß nicht. Ihre Kunst bringt es mit sich, daß man — im Guten und im Bösen — in hohem Grade die Person verantwortlich macht, und so finden sie für echte Kunst gewiß auch einen echten Handschlag. Mir ist das nicht genug und dann denke ich auch weniger an die Schauspieler, als viel mehr an ihre Kunst, und darin hoffe ich mit den besten unter ihnen eines Sinns zu sein. Für ihre Kunst oder verlange ich: mehr Raum, mehr Ernst, mehr Tiefe.

Daß der Einzelne wenig zu ändern vermag, habe ich selbst nicht ohne Bedauern empfunden. Es muß ein Umschwung in den allgemeinen Anschauungen eintreten. Die Nebenleistungen müssen mehr beachtet werden — selbst auf die Gefahr hin, daß ein paar

**Gleichgültige Premieren von Autoren, die als gleichgültig bekannt sind, dabei verloren gehen.** So lange der unbedingte Premierenzwang besteht, kann der Kritiker die Neubestellungen gar nicht besuchen — er kann es nicht, weil er sich das bisherige Frische bewahren muß, das in seinem Beruf überhaupt bewahrt werden kann. Andererseits muß der Besuch der Neubestellungen — natürlich nicht jeder einzelnen — im allgemeinen Bewußtsein eine Pflicht werden. Es muß dem Schauspieler ganz gleichgültig sein, ob er eine Rolle bei der Premiere oder später spielt —, sobald die Rolle und er selbst von einiger Bedeutung sind, muß er darauf rechnen können, daß die Kritik sich einfindet — die Kritik, nicht ihre gelegentlichen Stellvertreter. Die Berliner Verhältnisse bringen es mit sich, daß ein oder zwei Stücke den Spielplan beherrschen. Ein Schauspieler, der in diesen Stücken nicht beschäftigt ist, ist einfach tot und die übrigen müssen ihre Rollen häufig genug bis zum Fel spielen. Das sind auf die Dauer unhaltbare Zustände. Es macht sich ja auch bereits eine allgemeine Schauspielerflucht geltend. Mag sein, daß sich in Berlin zu viele Schauspieler zusammen gefunden haben, und daß wir einige abgeben können und müssen. Für die Zurückbleibenden aber muß gesorgt werden. Hat ein Direktor einen bedeutenden Schauspieler, muß ihm auch Gelegenheit geboten werden, sich in einer bedeutenden Aufgabe zu versuchen. Enthalten die Stücke der Hausautoren solche Aufgaben nicht, muß auf Schiller oder Shakespeare oder Heibel zurückgegriffen werden. Den Reiz der Neuheit bietet dann die Leistung der Schauspieler. Erleichtert die Kritik zu den Aufführungen, braucht den Direktor die Mühe der Einstudierung nicht zu verdrängen, ganz abgesehen davon, daß ein Kassenerfolg ja keineswegs auszubleiben braucht.

Im Gegenteil: eine Unterbrechung der üblichen Hausautoren würde vermuthlich auch vom Publikum als wohlthuend empfunden werden. Etwas muß jedenfalls geschehen, wenn wir die Schauspieler behalten wollen, die wir besitzen. Wir müssen sie aber behalten, wenn wir mit Erfolg für ein Aufblühen der Bühnen arbeiten wollen. Wenn ein Dichter sich nicht auf das Buch zurückzieht (und das thut freiwillig niemand), ist er vom Schauspieler abhängig — wie der Schauspieler von ihm. Das Bühnendrama kann ohne Dichter gar nicht, ohne Schauspieler aber auch nur schlecht bestehen. Das sollte man nicht vergessen und den schauspielerischen Leistungen mehr Ernst und Arbeit widmen. —

Erich Schläpfer.

### Kleines Feuilleton.

— **Woher stammt der Name Berlin?** Die Wiener deutsche Rundschau für Geographie und Statistik schreibt: Die Ableitung des Namens „Berlin“ hat den Sprachgelehrten schon außerordentlich viel Kopfzerbrechen gemacht. Unter den zahlreichen Erklärungen, die sich im „Vär“ zusammengestellt finden, sind eine ganze Reihe auch recht sonderbar ausgefallen. Da soll Berlin zunächst das Verleinernswort von „Vär“ oder „Veere“ oder gar „Perle“ sein. So, man hat das Wort sogar vom Griechischen abzuleiten gesucht und dazu kurzweg die Voraussetzung gemacht, daß Berlin eine griechische Niederlassung gewesen sei. Eine ganze Anzahl Erklärungen geht auf das Keltsche zurück. So bildete Vahr zuerst das Wort Berlin von dem keltischen „berte“, was Brachfeld bedeutet, dann aber von dem keltischen „par, pear, pör“ (Weide) und „ilayn“ (Gain), so daß also Berlin ursprünglich „Weidehain“ gewesen wäre. Ebenso versucht Viele das Wort auf einen keltischen Ursprung zurückzuführen; er deutet sich jedoch „biorline“ oder „birline“, die Fährle, oder „bairline“, der Damm als das zu Grunde liegende Wort. Andererseits geht der Franzose Vullst wieder auf das keltische „ber“, die Strömung, und „lin“, der Fluß zurück; danach würde Berlin also „Flußströmung“ bedeuten. Aber wenn diese Erklärung auch auf die Lage der Reichshauptstadt passen würde, so entspräche sie doch der Lage der andern Ortschaften, die den gleichen Namen führen (Berlin, Berlin, Parlin, Warlin, Berlin, Berlinchen) nicht so gut. Ferner ist es überhaupt außerordentlich fraglich, ob Kellen in die zu ihrer Zeit noch völlig verjümpfte und verandete Mark Brandenburg, die zur Ansiedelung nur wenig verlocken konnte, gekommen sind. Es bleibt die Ableitung aus dem Slavischen übrig, und für diese spricht schon der Umstand, daß das am rechten Spreerfer gelegene Kölln slavischen Ursprungs ist. „Kölln“ bedeutet im Wasser stehende Pfahlbauten. Der am linken Spreerfer liegende Teil hieß ursprünglich „der Berlin“. Der Ritter Hermann Yorlaut zu Lichtenberg 1392, der Ritter Heinrich v. Reichenbach 1394 und Richard v. Nochow im Anfang des 15. Jahrhunderts schreiben „die vier Gewerle, die Ratsherren zc. zc. an dem Berliu“. Aber auch von slavischen Wörtern hat man sehr verschiedene zur Erklärung des Wortes „Berlin“ herangezogen, z. B. „ber“, nimm, und „lin“, Schlei, oder bor“, der Wald, und „gline“, der Lehm, oder „bor“ und „rolina“, der Acker, oder auch „bero“, die Stange, das Szepter. Nach dem „Vär“ ist das Wort jedoch von „pero“ abzuleiten, das im Slavischen „die Feder“ bedeutet. Die zweite Silbe weist auf einen noch im Polnischen erhaltenen Stamm hin, dessen Bedeutung „sich mausern“ ist. Danach bezeichnete Berlin den Mausplatz der Gänse und Enten, den Weidenplatz für das Federvieh der Köllner Bürger, welche Erklärung auch für die andern Ortschaften, die Berlin oder ähnlich heißen, passen würde. —

### Theater.

oo. Im Thalia-Theater mühte man sich am Sonnabend an einem wunderlichen Experiment. Eine alte Fosse des fruchtbarern Herrn Emil Pohl „Lucinde vom Theater“ wurde ganz neu ladiert unter dem Titel „Der Kadettenvater“ auf die Bühne gebracht. Das alte Stück aus dem Anfang der Siebziger brodelte noch im sentimentalsten Fetz; ein adliger Vube verführte eine arme Weberstöchter, der in Schwester Lucinde eine wenigstens pelumär erfolgreiche Näherin ersieht, dem fünfzigtausend Mark „Schadensersatz“ weiß das mit List und Arbeit gehende Theatermüdel dem ni...smüßigen Geden abzuknöpfen. Dieser ziemlich gesunde Gehalt des Stücks wird aber in der nach den Principien des Thalia-Theaters unternommenen Modernisierung sehr zur Nebensache. Es ist wahr, in den früheren Fossen dieser Bühne gab es mehr Tritts und Ausstattung als am Sonnabend, aber dafür mußten nunmehr Komiker und Soubretten in Couplets und bösen Wigen schier Unmenschliches leisten. Am Schluß jedoch drängten sich in den Bearbeitern Kren und Schönfeld etliche Strupel und Zweifel, ob nicht doch noch etwas Appetitreizendes zu servieren sei, und so verfielen die Herren darauf, das „Weberbrett“ durch Thomas und Konforten glanzvoll parodieren zu lassen. Der im Gesichterscheiden wie kein anderer bewanderte Senior der Komiker mußte sich als Pierrot am Laternenpfahl aufbaumeln; als seine leichtsinnige Colombine aber häßte zum besonderen Gaudium des Partetts Herr Tielcher herum. Im allgemeinen Jubel über die Kühnheit dieser Idee schien das Publikum die Dürftigkeit dessen, was es vorher erdulden mußte, vergessen zu haben. Alle bewährten Kräfte des Thalia-Theaters waren natürlich im Stück beschäftigt; als „Lucinde“ zeigte Fräulein Milton, daß sie Temperament hat. Wirkungsvoll spielte Herr Helmerding einen entlassenen Weichensteller; in dem überhaupt am vorzüglichsten geratenen zweiten Akt schlug es mächtig ein, als er erzählte, wie er nach vierzehnstündiger Arbeitsdauer für ein Malheur verantwortlich gemacht und wie er dann von seinen Kameraden mit einer Ehrengabe bedacht worden sei zum Dank dafür, daß er den Stationsvorsteher ein — Rhinoceros geschloßen. —

### Archäologisches.

— Ueber die von Dr. Robert Koldewey geleiteten Ausgrabungen in und bei Babylon“ berichten die „Mitteilungen der deutschen Orientalengesellschaft“: Die Ausgrabung am Palast des Kasr ist soweit vorgedrungen, daß man sich ein deutliches Bild von seinem Erhaltungszustand und im allgemeinen von seiner Anlage machen kann. Er ist überall, soweit die Grabung bis jetzt reicht, bis unter den antiken Fußboden zerstört. Die verschiedene Grundrisse übereinander bildenden Gebäudemauern stehen auf einer massiven Plattform aus Ziegelbruchstücken. In diese Plattform eingeschlossen und von ihr überbaut liegt unten eine gewaltige, etwa von Ost nach West verlaufende Festungsmauer von 17 Meter Dide mit einem einfachen Thordurchgang. Die Ziegel tragen alle den Rebutadnezarstempel. Von Einzelstücken sind hervorzuheben: Ein großes Gewicht aus Kalkstein in Form einer Ente (Länge 47 Centimeter) und eine glasierte Amphora, die bis obenhin angefüllt ist mit kufischen Silbermünzen und etwa 30 Kilogramm wiegt; das Gefäß ist fast unversehrt, die Münzen sind zusammengeknüttelt und können, ohne daß das Gefäß zerstört wird, wohl nicht untersucht werden. Ferner wurde in einem andern Gebäude ein kleiner Stempel mit einem schreitenden Löwen und einer aramäischen Inschrift gefunden, die der Straßburger Orientalist Professor Guting bereits entziffert hat. Der Name, den die Inschrift bietet, erinnert an den einer assyrischen Skavenverkaufsurlunde. — Auf der Ostfront des „Kasr“ in Babylon werden ferner zwei Sorten von Straßenpflastersteinen gefunden; eine größere aus weißem Kalkstein und eine kleinere aus rotweißer Breccia, verkittetem Gestein. Die Platten sind derartig gearbeitet, daß sie oben scharf aneinander schließen, während die Fugen sich nach unten zu erweitern. Diese waren von oben her mit Asphalt vergossen. Eine von den Schmalseiten eines jeden Steins trug eine Inschrift Rebutadnezars. Die Uebersetzung der Kalkstein-Inschrift lautet: „Rebutadnezar, König von Babylon, Sohn Nabopolassars, Königs von Babylon, bin ich. Die Babelstraße habe ich für die Prozession des großen Herrn Marduk mit Gebirgssteinplatten gepflastert. Marduk, Herr, schenke ewiges Leben!“ Diese Inschriftlegende stellt sich im wesentlichen als ein Auszug aus Rebutadnezars großer Steinplatten-Inschrift dar. Wie dann weiter Dr. Friedrich Delitzsch anführt, ist diese inschriftliche Entdeckung von größtem Wert für die topographische Aufstellung des alten Babylon und berechtigt weiter zu der Hoffnung, daß nunmehr auch der große Marduktempel „Egila“ gefunden werde. Denn den Ausgangspunkt der Straße bildete die sogenannte „Schicksalskammer“, das glänzende Gemach (äz-azaga), in welchem bei Beginn jedes Jahres am 8. und 11. Tage der in Horstpa thronende Götterherr Nebo Wohnung nimmt und die Geschichte der Welt und speciell des Königs bestimmt, während die Götter des Himmels und der Erde insgesamt, ehrfürchtvoll gekniet, vor ihm stehen. Dieses „glänzende Gemach“ aber, dessen Wände Rebutadnezar mit gediegenem Gold überziehen ließ, bildete einen Bestandteil des großen Tempels des Gottes Marduk, Egila. Von der Schicksalskammer aus bis zur Babelstraße Abur-schabu, gegenüber dem „Prachtthor“, hatte Nabopolassar die Prozessionsstraße Marduks mit Brecciaplatten schön pflastern lassen, und sein Sohn Rebutadnezar hatte dann diese Straße noch weiter fortgeführt, indem er Abur-

Schabu vom Prachtthor bis zum Thor Istar-salipat-tebisa (d. h. „Istar wirft nieder ihre Feinde“) aufschütten und teils mit Kalkstein, teils mit Brecciaplatten pflastern ließ. Nach einer späteren Mitteilung hat sich die Vermutung bestätigt, daß ein altbabylonisches Gebäude tief im Innern am Ende der Straße der gesuchte Tempel ist. —

**Völkerverkunde.**

— **Anamitische Aberglaube.** Die Anamiten betwachen den Leichnam eines Verstorbenen aufs sorgfältigste; denn sie schließen aus gewissen Anzeichen auf das Schicksal desselben im Jenseits. Weiben nach dem Abgeben die Füße noch eine Zeit lang warm, so gilt ihnen dies als Zeichen, daß die Seele zur Hölle fährt, bleibt aber der Schädel warm, so steigt die Seele in den Himmel. Weiben Schädel, Leib und Füße warm, so bedeutet dies, daß die Seele sich als Glied einer reichen und vornehmen Familie reinkarnieren wird. Erhält sich die Leiche mitten auf dem Rücken noch warm, so wandert die Seele in den Leib eines Bettlers. Weiben die Augen nach dem Tode offen, so wird der Abgeschiedene in seiner neuen, menschlichen Existenzform anfangs viel Unglück erleiden, wenn sich aber die zuerst offen gebliebenen Augen schließen, so wartet seiner eine vollkommen friedliche zweite Existenz. Bleibt jedoch der Mund offen, so gilt dies im allgemeinen als Anzeichen einer sehr inferiorer Seelenwanderung, fällt aber der Tote gar eine Hand geschlossen, so wird, wie die „Indisch-Chinesische Revue“ ihren Lesern mitteilt, seine Seele unwehrlbar zum Teufel Ra-Sua mit blauem Gesicht und gelben Zähnen werden. —

**Aus dem Tierreiche.**

— **Der Sonnenvogel.** Indien und Sindhina, hauptsächlich die Abhänge des Himalaya-Gebirgs, bewohnt der Sonnenvogel. Hier geht er bis zu 300 Meter hinauf und tummelt sich an höchsten Waldstellen familienweise oder zu kleinen Flügen vereinigt. Der Körper des Vögels ist vorherrschend olivgrün gefärbt, die Oberseite dunkler, die Unterseite heller, dem Bauche zu mehr grünlich-weiß. Der Augenbrauenstreif und die Gegend um das Auge sind gelblich-weiß und nackt, die Kehle lichtgelb, von orangefarbenen Federn wirkungsvoll eingefast. Die Flügel tragen eine leuchtend rote Binde, die Schwingen sind schwarz. Der Schwanz ist kurz, tief ausgeschnitten, die Federn sind schwarz-grün. Der Schnabel gelbrot. Beim Männchen ist die Kopfplatte schwarz, immer jedoch deutlich wahrnehmbar gelblich-olivengrün gefärbt, während sie sich beim Weibchen von der Färbung des übrigen Kopfes nicht abhebt. Augenbrauenstreif nebst der Gegend um das Auge treten bemerkbar hell hervor; im übrigen ist die Färbung bei beiden Geschlechtern kaum verschieden. Ein Hauptmerkzeichen für das Männchen ist ein heller Querstreif auf dem Schwanz. So wenig das Freileben des Sonnenvogels erforscht ist, so viel bekannt ist sein Gefangenleben. Als im Anfange der siebziger Jahre die ersten dieser Vögel auf den Vogelmarkt kamen, wurde für das Pärchen der bedeutende Preis von 60 Thalern verlangt und nur wenigen Vogelfreunden war es vergönnt, so viel für die schmuden Ausländer ausgeben zu können. Erst als in der Mitte der achtziger Jahre etwa 1000 Pärchen Sonnenvögel mit einemmal auf den Markt geworfen wurden, ermäßigte sich der Preis für die Vögel ganz bedeutend und zahlreiche Vogelfreunde erwarben nun Exemplare.

Als Stubenvogel zeigt sich der Sonnenvogel, von den Vogelhändlern auch als „Chinesische Nachtigall“ oder „Peking-Nachtigall“ bezeichnet, ausdauernd und anspruchslos. Bei genügender Pflege schreiten die Pärchen verhältnismäßig leicht zur Brut. Das Nest wird in den meisten Fällen, je nach der Gelegenheit, entweder in der Vogelstube, in einem Strauche oder in den bekannten Harzer Kanarien-Bauerchen in einem großen flechtartig napfförmig gebaut. Die Farbe der Eier ist in der Grundfarbe grünlich-weiß, rot und braun gefleckt und gepunktet.

Als eigentlicher Kerbtierfresser ist der Sonnenvogel nicht zu bezeichnen, obgleich er Kerbtiere als Zugabe seines Futters beansprucht. Sein Hauptfutter besteht indessen aus einem Gemisch, wie es Weichfresser erhalten, also aus einem Nachtigallfutter, mit Vogelmiere oder Tradeslantia gehackt untermischt. Auch gequellte Korinthen werden gern genommen. Neben diesem Futter sind dem Sonnenvogel noch verschiedene Sämereien, als Hirse, Mohr, etwas gequetschter Hanf und als Zugabe Obststückchen zu reichen. In gefanglicher Hinsicht verdient der Vogel die Bezeichnung „Chinesische Nachtigall“ nicht. Seine Stimme ist zwar rund und voll, die Töne sind harmonisch und wohlklingend, selbst schmetternd, aber an den Nachtigallenschlag reichen sie bei weitem nicht heran. — („Haus, Hof und Garten“).

**Geologisches.**

— **Eine experimentelle Untersuchung über das Fließen von Marmor.** Im Innern des Erdkörpers, wo unsere festen Gesteine gefaltet werden und flüssig sind, herrschen Zustände, welche durch den großen Druck, die hohe Temperatur und das eindringende Wasser bedingt sind. Ob nun zur Umgestaltung der Gesteine alle drei Faktoren notwendig sind, oder ob schon einzelne genügen, kann nur durch das Experiment entschieden werden, das besonders die Wirkung jedes einzelnen zu prüfen gestattet. Zur Lösung dieses Problems unternahm es J. D. Adams und J. L. Nicolson, einen ersten Beitrag zu liefern, indem sie reinen karrarischen Marmor durch Druck zum

Fließen brachten und hierbei den Einfluß der Temperatur und der Feuchtigkeit festzustellen suchten. Die „Umschau“ berichtet über dieses Experiment: Als Füllen für den Marmor wurden schwere Schmiedeeiserne Röhren gewählt, in welche sorgfältig abgedrehte und polierte Säulchen des Marmors von etwa 1,5 Zoll Länge und der Dicke des Röhrenlumens in der Weise gebracht wurden, daß die Röhre durch Erhitzen erweitert wurde, so daß nach dem Abkühlen ein ganz vollkommener Kontakt zwischen dem Eisen und Marmor stattfand; zu beiden Seiten des Marmors war etwa 1,25 Zoll der Röhre frei, in deren Enden sehr gut passende Stempel gebracht wurden, welche den Druck auf den Marmor zu übertragen hatten. Der erforderliche, hohe Druck wurde mittels einer hydraulischen Presse erzeugt und konnte bis zu 13 000 Atmosphären gesteigert werden.

Vor Beginn der Versuche wurde festgestellt, daß Marmor säulchen von 1 Zoll Durchmesser und 1,5 Zoll Höhe bei einem Drucke von 11 430 bis 12 026 Pfund auf den Quadratzoll zerquetscht wurden. Hierauf wurde eine Marmor säule in der Eisenröhre einem allmählich steigenden Drucke ausgesetzt und der innere Durchmesser der Röhre häufig genau gemessen. Bis der Druck etwa 13 000 Pfund pro Quadratzoll erreicht hatte, wurde keine merklliche Wirkung beobachtet; bei diesem Drucke begann die Röhre langsam sich auszubäuchen, das heißt der Marmor wurde plastisch, begann zu fließen. Die Ausdehnung nahm zu, bis die Röhre Brüche zeigte; dann wurde der Versuch beendet. Der freigelegte, umgeformte Marmor zeigte ein verändertes Aussehen; er hatte eine mattweiße Farbe wie Kalkstein, die glänzenden Spaltungsflächen der Calcite waren nicht mehr zu sehen. Bedeutend waren die Veränderungen in der Festigkeit, welche der Marmor unter dem Einfluß des Drucks erlitten, denn während der ursprüngliche Marmor bei 11 430 bis 12 026 Pfund pro Quadratzoll zerquetscht wurde, trat dies bei dem Marmor, der 64 Tage lang sehr langsam zusammengepresst war, schon bei 5350 Pfund pro Quadratzoll ein; der in 1 1/2 Stunden umgeformte Marmor wurde bei einer Belastung von 4000 Pfd., und der Marmor, bei dem der Versuch 10 Minuten gedauert hatte, wurde unter der Belastung von 2776 Pfd. pro Quadratzoll zerquetscht. Feuchtigkeit ergab keinen Einfluß auf die Art der Umformung. — Das größte Interesse erregen natürlich die Vergleiche mit Kalksteinen und Marmorarten, die in der Natur durch Gebirgspressung heftigen Drucken ausgesetzt waren. In der That konnten Adams und Nicolson in 16 Fällen die gleiche Struktur feststellen wie bei ihrem künstlich gepressten Marmor. —

**Notizen.**

— Josefina Sorger scheidet mit Ablauf dieser Spielzeit aus dem Verbands des Deutschen Theaters aus und geht wieder ans Residenz-Theater. —

— Hugo Salus' Schauspiel „Suzanne im Wade“, das bisher von der Censur verboten war, ist nunmehr freigegeben worden. Das Stück geht demnächst an der Seceffionsbühne in Scene. —

— „Hannes Frei“, ein Lustspiel von Otto Ludwig wird in einer Neubearbeitung Ende Mai gelegentlich der Tagung des Deutschen Bühnenvereins in Dresden am dortigen Hoftheater aufgeführt werden. —

— Stinberg's Passionspiel „Ostern“ erzielte bei der Erstaufführung in Frankfurt a. M. keinen Erfolg. —

— Georg Engels Komödie „Der Ausflugs Sittliche“ wurde bei der Erstaufführung in Deutschen Volks-Theater in Wien abgelehnt. Die „N. Fr. Pr.“ schließt ihren Bericht mit dem Satze: Die ersten Akte des Stücks gefielen der Claque, später wurde es auch von dieser fallen gelassen. —

— Siegfried Wagners Oper „Herzog Wildfang“ geht am 20. März in Leipzig, nicht in München zum erstenmal in Scene. —

— Ziehers Operette „Die drei Wünsche“, Text von Karl Lindau und Krenn, wurde bei der Erstaufführung im Wiener Karl-Theater sehr freundlich aufgenommen. —

— Die Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes“ wird heute, Dienstag mittags 1 Uhr, im Hause der Seceffion vor einem geladenen Publikum eröffnet. —

— Der neue Fixstern in „Perseus“ hat, nach einer Wahrnehmung vom 8. März, nunmehr nur noch dritte Größe, im Uebergang zur vierten. —

— **Seltene meteorologische Erscheinungen** werden aus Süditalien und Sizilien berichtet: In der Nacht zum Sonntag und am Sonntag selbst bedeckte eine röllliche Wolke den Himmel über Palermo. Der ganze Himmel erschien tief gerötet und ein heftiger Südwind wehte. Die gefallenen Regentropfen hatten das Aussehen von Blut. Die Naturerscheinung, welche unter dem Namen Blutregen bekannt ist, wird auf den afrikanischen Wüstensand zurückgeführt, der vom Winde herüber getrieben worden ist. Dieselbe Erscheinung wurde auf der ganzen Insel beobachtet. Die in Sizilien beobachtete Naturerscheinung wurde auch in Süditalien wahrgenommen. In Rom war der Himmel gelb gefärbt, es herrschte starker Sirocco; in Neapel fiel Sandregen. Sonntag um 5 Uhr nachmittags gewahrte man bei tiefstem Himmel das Schauspiel einer Kata Morgana. Den ganzen Tag über herrschte in Sizilien wie in Rom unerträgliche Atmosphäre. Das Thermometer stieg plötzlich bis 20 Grad, und ein heißer Wind segte durch alle Straßen. —